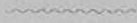




Zur

Homerlektüre.



1. Teil: Homerische Epitheta und Gleichnisse.

R. Kröhnert.





Vorbemerkung.

Vorliegende Arbeit erhebt nicht den Anspruch, für eine wissenschaftliche Abhandlung zu gelten, sondern hat den Zweck, den Schülern in einer Uebersicht dasjenige zu bieten, was die Poetik über Homerische Epitheta und Gleichnisse lehrt, und sie auf die Gesichtspunkte hinzuweisen, auf welche sie bei der Lektüre und speziell bei Anlegung von Kollektaneen ihr Augenmerk zu richten haben. In dem über Epitheta handelnden Teile, welcher in Folge anderweitiger Verwendung des Programms gegenwärtig allein zum Abdrucke gelangt, sind neben den einschlägigen Arbeiten von Jordan, Nutzhorn, Semler, Retzlaff Programm-Abhandlungen von Schuster, Düntzer, La Roche, Storeh, Adam benutzt worden



I.

Wollte jemand in einem belehrenden Vortrage über die Natur des Meeres von der wogenden See und der göttlichen Salzflut sprechen, so würden wir das, wenigstens an Stellen, die keinen anderen Zweck verfolgen, als zu belehren, übel angebracht finden. Denn da es bei einem solchen Vortrage auf Klarheit und Deutlichkeit ankommt, so erscheinen jene Ausdrücke, die wir in Dichtwerken kennen und lieben gelernt haben, hier als überflüssig, ja insofern sie etwas nicht Hingehöriges in den Gedanken hineinbringen, sogar als störend und verwirrend. Ebenso wenig werden wir es im gewöhnlichen Gespräche für passend erachten, solches Beiwerk zu gebrauchen. Freilich zur Anwendung können Beiwörter auch im Gespräche und im Lehrvortrage kommen, aber das geschieht doch in ganz anderer Weise, als im Gedichte. Heißt es z. B. „Bei stark wogender See lassen sich diese Erscheinungen wahrnehmen“, so ist leicht zu erkennen, wie notwendig der Begriff „wogend“ ist; ohne ihn würde die aufgestellte Behauptung nicht mehr richtig sein. Sagt der Dichter dagegen: „Hinaus in die wogende See“, so ist der Begriff „wogend“ durchaus nicht von dem Gedanken gefordert; auch nach Weglassung dieses Wortes würde die Stelle verstanden werden. Es sind das zwei verschiedene Arten von Beiwörtern, die in Gedichten natürlich beide vorkommen. Nennt Homer z. B. die Cyclopen „übermütige Männer“, so will er durch das Attribut den Gegenstand für die vorliegende Stelle näher bestimmen; ließe er dasselbe weg, so könnte der Leser nicht zu der Vorstellung gelangen, welche er nach Absicht des Dichters hier gewinnen soll. Sagt er aber: „Um Göttern und sterblichen Menschen zu leuchten“, so soll da ja keine besondere Art von Menschen bezeichnet werden; für das Verständnis der Stelle ist das Wort „sterblich“ nicht nötig. Beiwörter der ersten Art nennt man Epitheta necessaria, die der zweiten, indem man sie als einen Schmuck dichterischer Rede ansieht, Epitheta ornantia.

Aber warum gebraucht denn der Dichter die Epitheta der letzteren Art, wenn sie nicht notwendig sind, und wie kommt es, daß wir diese Wörter, welche uns im Lehrvortrage nicht gefielen, in einem Gedichte angemessen, ja schön finden?

Der gewöhnliche Ausdruck genügt dem Dichter offenbar nicht und das hat seinen Grund in einer gewissen mangelhaften Beschaffenheit des Materials, mit welchem er arbeitet, der Sprache. Diese hat im Laufe der Zeit eine Verschlechterung erfahren, wenigstens in Hinsicht ihrer Brauchbarkeit für die Poesie. Viele Worte haben nämlich ihren ursprünglichen Sinn, welcher ein lebendiges Bild der Sache bot, verloren und sind so abgeblaßt, daß sie die Vorstellungskraft des Hörers wenig anregen. Wir sagen: „die wogende See“, weil wir nicht wissen oder nicht daran denken, daß „See“ soviel als „Wogendes“ bedeutet. So sind viele Wörter zu bloßen Zeichen für die Begriffe geworden und wenn wir sie aussprechen hören oder selber gebrauchen, haben wir meistens nur einen allgemeinen, farblosen Begriff von der Sache, ohne sie uns ordentlich zu vergegenwärtigen. Besonders ist das denjenigen Wörtern so ergangen, welche eigentlich körperliche Dinge bezeichnen und auf Unkörperliches übertragen worden sind. Bei dem Ausdrucke „Abschluss des Bündnisses“ denkt man nicht mehr an „Schließen“ und „Schlüssel“, bei „hartnäckigem Charakter“ nicht an den Nacken. Die Sprache ist abstrakt geworden d. h. sie hebt nur noch das Allgemeine in den Vorstellungen hervor.

Dieser eben kurz angedeutete Prozeß in der Entwicklung der Sprache ist für den geistigen Fortschritt der Menschheit von größtem Nutzen gewesen. Denn hätten die Worte im Bewußtsein der Redenden und Hörenden überall noch voll und ganz ihre ursprünglich sinnliche Bedeutung, dächten wir bei „behende“ immer an „Hand“, bei „Geheimnis“ immer an „daheim“, so würde uns das an der schnellen Mitteilung und Auffassung der Gedanken hin-

dem. Auch würde mitunter sicherlich Unklarheit darüber herrschen, ob ein Ausdruck in eigentlichem oder übertragenem Sinne zu verstehen sei.

So nützlich nun aber dieser Vorgang in Hinsicht der geistigen Entwicklung auch gewesen ist, für die Zwecke der Dichtkunst erweist er sich als unvorteilhaft.

Der Dichter spricht seine Gedanken nicht in abstrakter Weise aus, sondern in Form bestimmter, anschaulicher Bilder und Handlungen. Sollen diese Vorstellungen, welche er in uns erwecken will, so lebhaft werden, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, wie Lessing verlangt, so genügt es nicht, den Gegenstand beim bloßen Namen zu nennen. Der bloße Name ist eben zu farblos, als daß er eine lebhaftere Vorstellung von einem Gegenstande erregen und den Eindruck, den derselbe macht, wiedergeben könnte. Darum ist es nötig, das Anschauliche, welches ursprünglich in den Worten lag, wieder zu erwecken und eines von den Mitteln, dies zu erreichen, ist das dichterische Beiwort.

Doch auch abgesehen von der Farblosigkeit der meisten Wörter kann es dem Dichter nicht genügen, den Gegenstand einfach zu nennen. Wie wir z. B. beim wirklichen Anblick der See nicht etwas sehen, was bloß „See“ wäre, sondern immer „die See“ entweder in ruhigem oder erregtem Zustande, in hellerer oder dunklerer Färbung vor Augen haben, so muß auch der Dichter, der ein verklärtes Abbild des Lebens giebt, individualisieren d. h. uns ganz bestimmte Einzelercheinungen oder Situationen vorführen. Und hierbei leisten ihm unter andern Mitteln auch die Epitheta wesentliche Dienste.

Was hier vom Dichter im allgemeinen gesagt ist, gilt speziell vom Epiker. Während wir bei der scenischen Aufführung eines Dramas die handelnden Personen vor uns haben und auch die Situation übersehen, müssen wir uns beim Vortrage eines epischen Gedichtes alles dies vermöge unserer Phantasie vorstellen. Soll das aber geschehen, so muß unsere Phantasie vom Dichter wirksam angeregt werden. So wie wir im Theater vom auftretenden Helden auf Grund eines hervorstechenden Zuges der Kleidung, des Wuchses oder der Stimme ein bestimmtes Bild gewinnen und, wenn er später wieder auftritt, in ihm denjenigen wieder erkennen, den wir schon gesehen haben, so führt der Epiker seinen Helden durch Beiwörter ein, damit wir nicht bloß den Namen der auftretenden Person hören, sondern das lebendige Bild der auftretenden Persönlichkeit vor uns zu haben glauben.

II.

Wollte der Dichter, um uns Personen oder Sachen zu veranschaulichen, dieselben in der Weise beschreiben, daß er die einzelnen Teile und Eigenschaften angäbe, so würde er seinen Zweck verfehlen. Denn der Zuhörer könnte die einzelnen Züge nicht zu einem Ganzen vereinigen und kein Bild des Gegenstandes gewinnen. Veranschaulicht er dagegen durch Epitheta, so wird unsere Phantasie durch diese Beleuchtung eines Teiles der Sache gereizt, sich die übrigen zu ergänzen. Soll aber auf den Zuhörer in der Weise gewirkt werden, daß er mit Hilfe eines ihm gebotenen Zuges das übrige ergänzt und so zu einem Gesamtbilde des betreffenden Gegenstandes gelangt, so ist es nicht gleichgültig, welche eine Eigenschaft hervorgehoben wird. Dieselbe muß nicht zufällig, bloß hin und wieder an dem Gegenstande wahrnehmbar, auch nicht zu allgemein, sondern charakteristisch sein. Denn nur eine solche Eigenschaft wird von der Einbildungskraft des Hörers schnell und deutlich gefaßt und nur eine solche ist mit anderen Eigentümlichkeiten desselben Dinges so verbunden, daß, wenn wir uns jene charakteristische Eigenschaft vorstellen, mit derselben zusammen leicht auch andere, mit ihr zusammenhängende Eigentümlichkeiten in unser Bewußtsein gelangen.

Wenn z. B. Zeus „weitschauend“ genannt wird, so stellen wir uns weder ein leidenschaftlich erregtes, noch auch ein kaltes, gleichgültiges Gesicht vor, sondern das ernste Antlitz

dessen, der das Weltall übersieht und die Bestimmungen des unerbittlichen Schicksals mit väterlicher Teilname vollstreckt. Bei der „eulenäugigen“ Athene denken wir uns zu den durchdringenden, von Verstand durchleuchteten Augen ein ernstes Gesicht, nicht das der süß-lächelnden Aphrodite, so wie auch notwendigerweise eine festere Körperhaltung; bei dem „tüchtigen Schlachtrufer“ Menelaos zugleich die breite Brust, in welcher die kräftige Lunge steckt, und dem entsprechend die übrigen Körperteile. In anderen Fällen werden wir durch einen einzigen Zug in Stand gesetzt, den Gesamteindruck einer Person oder Sache zu erhalten, wobei mehr oder weniger auch unser Gemüt in Mitleidenschaft gezogen und eine gewisse Stimmung in uns erregt wird. Wenn z. B. die Mutter „hehr“, Zeus „groß“, Persephone „schrecklich“ genannt wird, so veranschaulichen wir uns dabei nicht bloß Aeußeres, sondern empfangen auch einen Eindruck im Gemüte. Bei den „seligen, leicht lebenden“ Göttern malen wir uns ein Leben voll Freude und Herrlichkeit aus, bei den „elenden, jammervollen“ Sterblichen denken wir an die mannigfaltigen Leiden des Lebens. Ein einziger Zug veranlaßt uns so, anderes hinzuzudenken und nützt mehr, als eine längere Beschreibung. Denn das ist eine eigentümliche Kraft unserer Phantasie, daß sie um so mehr leistet, je mehr ihrer eigenen Thätigkeit überlassen wird. „Die Einbildungskraft durch die Einbildungskraft zu entzünden, ist das Geheimnis des Künstlers“ (W. v. Humboldt). Diese Kunst versteht Homer in hohem Grade. Mit einem Zuge, in wenigen Worten erleuchtet er auf einen Augenblick die Person, den Gegenstand in blitzartiger Weise und verleiht so der Phantasie des Hörers die Kraft, das nur angedeutete Bild selbst zu vollenden. So konnte es kommen, daß die Künstler des Altertums aus den Gedichten Homers Anregungen zu ihren Werken erhielten, daß z. B. Polyklit, wie erzählt wird, sich sein Hera-Ideal aus dem Beiworte *βοῶπις* bildete.

Solche Erfolge konnte Homer nur deshalb erzielen, weil er selber die Natur mit offenem Blicke sah und, was er gesehen hatte, mit großer Treue wiedergab, weil ferner bei seinen Zuhörern großes Interesse an so naturgetreuen Schilderungen vorhanden war. Bei den Griechen jener Zeit überwog nämlich unter den Sinnen das Auge, unter den Geisteskräften das Anschauungsvermögen; das hing mit der Beschaffenheit des Klimas zusammen, mit der Luft des Landes, welche alle Gegenstände in klarem Lichte und scharfumgrenzten Formen zeigte, nicht von Wolken und Nebel verhüllt in verschwommenen Umrissen dem Auge darbot. Daher, wenigstens in der älteren Zeit, die Freude an der Außenseite der Dinge, das Zurücktreten des Geistigen. Darum war auch die Poesie plastisch d. h. sie vergegenwärtigte die vorgeführten Dinge durch lebhaft, anschauliche Darstellung, sie wollte alles im hellsten Lichte und in den deutlichsten Formen vor die Seele bringen, und dies Bestreben gab Anlaß dazu, Epitheta in Menge zu schaffen. Dieselben sind mithin keineswegs bloßer Zierat, sondern haben meist den Zweck, dem Zuhörer die Außenseite der Dinge zu veranschaulichen. In späteren Zeiten und bei anderen Völkern, wo andere Interessen, besonders geistiger Art, obwalteten, und die Außenseite der Natur nicht so beachtet wurde, sah auch die Poesie die Gegenstände mit anderen Augen an und die dichterischen Beiwörter gewannen einen anderen Charakter.

Wer die Wahrheit der Homerischen Epitheta empfinden will, muß natürlich selber einige Anschauung von den Gegenständen, welche geschildert werden, besitzen. Weil die Griechen dieselbe besaßen, fanden sie solch ein Wohlgefallen an den Gedichten Homers, speziell auch an den beschreibenden Partien, während wir gerade hier oft von unserer Phantasie im Stiche gelassen werden. In dieser Beziehung äußerte Goethe einmal, er habe den Homer erst bei seinem Aufenthalte in Sicilien verstehen gelernt.

Die Beiwörter passen speziell zum Charakter der epischen Poesie. Das Epos liebt nämlich ein langsames, gleichmäßiges Fortschreiten, in ihm hat jeder Teil eine gewisse Selbständigkeit und eigene Bedeutung. Zwar muß jeder Dichter die Fähigkeit besitzen, im Einfachsten und Gewöhnlichsten das Höchste und Unendliche zu erkennen, doch speziell für den

epischen Dichter ist das Geringe und Unbedeutende einer Darstellung nicht unwürdig, das Kleine ist für ihn nicht klein, weil er es nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gemüte betrachtet und jede Einzelercheinung mit gleicher, liebevoller Ruhe würdigt. „Die Beiwörter“, sagt A. W. v. Schlegel, „gehören eigentlich zum Charakter der Homerischen Poesie; es liegt in der freundlichen Ansicht der Dinge, die uns in ihr erquickt, daß sie jedem Gegenstande, sei er auch noch so gering oder unscheinbar, irgend-etwas wohl lautend nachzurühmen weiß, und das Verweilen bei der sinnlichen Gegenwart bezeichnet, so wie die unermüdliche Stetigkeit der sanften Rythmen, das ruhige, einfache Fortschreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird und alles bis auf das Kochen und Braten, Essen und Trinken seinen bequemen Raum findet.

III.

Was man von der Ilias gesagt hat, gilt auch für die Odyssee: das Gedicht ist mit Thautropfen übersät, die wie unzählige Diamanten funkeln. Durch diese Epitheta schildert Homer die Welt, wie sie vor seinen Augen liegt; er hat sie genau beobachtet und läßt nun die Fülle von Gesichtern, die seinem Geiste stets gegenwärtig sind, vor die Seele der Hörer treten. Vom Himmel führt er sie durch die Welt zur Hölle, „vom Vater der leicht lebenden Götter durch die Reihen der kampfesfrohen Helden bis zu dem letzten der mühebelasteten Sterblichen, ja hinab bis zu des Hades klagevollen Schemen.“

Eine Uebersicht der homerischen Epitheta ornantia, geordnet nach den Begriffen, zu denen sie gesetzt werden, würde insofern von Wert sein, als sich aus derselben Schlüsse darauf ziehen ließen, welche Dinge den Dichter und seine Zeitgenossen interessierten, welche er genauer kannte, an welchen er seine Freude hatte. Betrachten wir wenigstens einige der wichtigsten Gruppen von Personen und Sachen, sowie einzelne der hervorragendsten Einzelercheinungen hinsichtlich ihrer Beiwörter in gedrängter Uebersicht.

Dem Götter- und Menschengeschlechte werden Epitheta beigelegt, welche die allgemeinen Eigenschaften beider kennzeichnen; erstere heißen unsterblich, ewig, himmlisch, selig, leichtlebend, letztere sterblich, vergänglich, irdisch, elend, jammervoll. Besonders ist der Ausdruck *θεῖα ζώοντες* charakteristisch für die Götter, wie denn *θεῖα* auch sonst gern von Handlungen der Götter ausgesagt wird, wobei der dazu in Gegensatz stehende Gedanke vorschwebt, daß den Menschen alles schwer wird und sie sich abmühen müssen. Von den Beiwörtern für die einzelnen Götter gehen einige auf das Aeußere, wie der schwarzumlockte Poseidon, der gliedergewandte Hephaest, die eulenäugige Athene, die silberfüßige Thetis, die rosenfingrige Eos; andere auf Kleidung, Bewaffnung oder irgend ein Attribut der Gottheit, wie der die Aegis haltende Zeus, Apollo mit silbernem Bogen, Hermes mit goldenem Stabe, Artemis mit goldener Spindel, die goldene Aphrodite mit schöner Stirnbinde; wieder andere gehen auf die Thätigkeit, wie der geleitende Argostöter, der ferntreffende Apollo, die Pfeilschützin Artemis, die das Volk anfeuernde, Beute spendende Athene. Wiederum andere Beiwörter geben im allgemeinen den Eindruck wieder, welchen die Gottheit macht, wie der gewaltige Zeus, die erlauchte Persephone, die göttliche der Göttinnen, letzteres mehreren beigelegt. Nur wenige bezeichnen Verstand oder Gemüt, wie z. B. der beratende Zeus, die hochherzige, die an Rat reiche Athene. Für gewöhnlich soll die Gottheit eben in ihrer äußeren Erscheinung oder wirkend, Gutes oder Böses sendend, dargestellt werden. Den Charakter durch Epitheta zu zeichnen, ist nicht nötig, denn dieser wird durch Reden und Handlungen, sowie durch den Eindruck, den die betreffende Persönlichkeit auf andere macht, geschildert und durch Nebeneinander- und Gegenüberstellung verschiedener Charaktere in helleres Licht gesetzt. Dazu kommt noch Folgendes: Vom Aeußeren ziehen wir noch heute, jedenfalls nicht mit größerem Rechte, als die Homerischen Griechen, einen Schluß auf das Innere, weil die eigentümlichen besonderen Formen des Körpers durch die innere Eigenart der Persönlichkeit beeinflusst werden.

Mithin geben stehende Beiwörter, welche das Außere zeichnen, eine sinnliche Grundlage für das Bild des Charakters, welches dann durch weitere Züge, die wir hauptsächlich aus den Reden und Handlungen der Personen gewinnen, vervollständigt wird. Und was hier von den Göttern gesagt wird, gilt natürlich auch von den Menschen, zu denen wir nunmehr herniedersteigen.

Da finden wir denn die strahlenden Helden, die Hirten und Gebieter der Völker. In den Beiwörtern, die ihnen zukommen, ist entweder ein allgemeines Lob enthalten oder ein Vergleich mit den Göttern oder eine Andeutung ihrer Gestalt, Bewaffnung, Bethätigung. Aehnlich verhält es sich mit den Beiwörtern für Frauen und Mädchen, nur daß hier das Außere und die Kleidung eine viel größere Rolle spielt. Körperliche Schönheit beschreibt der Dichter nicht direkt; denn wollte er die einzelnen Züge, aus denen dieselbe besteht, hintereinander aufzählen, so würde der Zuhörer diese doch nicht zu einem Gesamtbilde vereinigen können. Soll die Schönheit gekennzeichnet werden, so geschieht dies höchstens durch einzelne Adjektiva — und das ist selten —, meist durch Vergleich mit den Göttern und durch Schilderung des Eindrucks, den die Schönheit einer Person auf andere macht. So z. B. erhalten wir von Nausicaa ein Bild hauptsächlich durch die Rede des Odysseus, in welcher er sie mit einer schlanken jungen Palme vergleicht.

Geistige Eigenschaften werden im ganzen selten hervorgehoben; *ἑσθλοί, ἀγίροες, μεγάθυμοι, δαίτρονες* heißen die Helden, *ἡπιος* der Vater und der König, *κεδνή* die Mutter, *δαίτρον* die Ehefrau. Auffallend sind in dieser Hinsicht die ständigen, äußerst häufig angewendeten Epitheta für die drei Hauptpersonen der Odyssee, *πολύμητις* und *πολυμήχανος*, daneben das seltenere *ποιζιλομήτης* für Odysseus, *περίτρον* und *ἐχέτρον* für Penelope, *πεινημένος* für Telemach. Diese Beiwörter zeigen, daß alle drei in ihrer geistigen Veranlagung sehr ähnlich sind, daß der hervorragendste Zug bei ihnen die Klugheit ist, welche Odysseus in vielen Lebenslagen zu bekunden Gelegenheit hat, Penelope und Telemach hauptsächlich im Verkehr mit den Freiern. Diese geistige Eigenschaft, welche sie alle drei der Athene so sympathisch macht, überwiegt so sehr alle andern, daß die Epitheta, welche anderes bezeichnen, zurücktreten.

Noch stärker, als in der Schilderung der Götter- und Menschenwelt, tritt die Freude des Dichters an Formen und Farben in der Schilderung der Tier- und Pflanzenwelt hervor. Die Beiwörter für die Tiere bezeichnen fast alle einen hervorragenden Zug der Gestalt, der Farbe, der Bewegung oder der Stimme.

An den Begriffen „Haus, Saal, Gemach“ wird die Ausdehnung und Gestalt, an Geräten und Schmucksachen die Schönheit, der Glanz, der Stoff, aus dem sie gefertigt sind, an der Kleidung Glanz, Farbe und sonstige Beschaffenheit des Stoffes hervorgehoben, an den Waffen der Stoff und die Beschaffenheit des Ganzen, wie einzelner Teile; einige Beiwörter der Waffen, wie „seufzerreiche“ Pfeile, „erbarmungsloses“ Erz, dienen zur Belebung des Toten.

Die Epitheta für das Schiff sind hergenommen von der Form, dem Ruder, der Farbe, der Bewegung, die für die See gehen meist auf Farbe, Ausdehnung, Bewegung.

Auch unkörperliche Dinge erhalten Beiwörter; es sind hauptsächlich folgende drei Gruppen: 1) Herz, Gemüt, Verstand, Mut; 2) Geschick, Leid, Trauer, Schmerz; 3) Wort, Gesang, Ruhm. Die Beiwörter hierfür sind entweder allgemeiner Natur, wie gut, schlecht, verständig, brav, traurig, oder aber metaphorisch, von körperlichen Dingen übertragen, wie das eiserne Herz, der gleichschwebende d. i. sich gleich bleibende Sinn, der dichte, d. i. treffliche Verstand, die blasse Furcht, das jähe Verderben, schweres Leid, geflügelte Worte, dichte d. i. verständige Rede, unauslöschlicher Ruhm.

Werfen wir einen Rückblick auf diese Uebersicht, so sehen wir, daß in den Homerischen Epitheta die Schilderung sinnlicher Gegenstände einen großen Raum einnimmt, daß auch bei der Vergegenwärtigung eines Menschen hauptsächlich das Außere gezeichnet wird, während das Geistige zurücktritt. Und das ist charakteristisch für die Homerische Anschauungs-

weise, die in dem Körper nicht den Kerker der Seele, sondern die gottähnliche Persönlichkeit selber sah. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Anwendung des Adjektivs *φίλος*; nicht bloß der Vater und die Mutter, der Gemahl, der Sohn und das Kind, der Fremdling und das Vaterland werden so genannt, nicht bloß Brust, Gemüt und Herz, wie auch wir sagen „liebe Seele“; sondern es heißt auch in einer uns etwas befremdenden Weise: die lieben Glieder, die lieben Hände, die lieben Knie. Wie wenig das Antlitz die übrigen Körperteile in den Augen der Homerischen Menschen überragte, sieht man aus Od. δ. 149, wo Menelaos, welcher den ihm unbekanntem Telemach dem Odysseus äußerst ähnlich findet, zuerst von der Aehnlichkeit der Füße und Hände spricht und dann erst den Blick des Auges und das Haupt erwähnt. Eine Aenderung solcher Anschauungen mußte natürlich auch einen Wandel in Anwendung der dichterischen Beiwörter herbeiführen. Im Nibelungenliede spielen z. B. die geistigen Eigenschaften der Menschen in den Epithetis eine größere Rolle, während der Blick des Dichters für die ihn umgebende Außenwelt weniger empfänglich ist. Bei Homer tritt überall Gestalt und Bewegung in den Vordergrund und im Aeüßeren der Dinge erscheinen wiederum die Umrisse der Beachtung mehr wert, als die Farbe. Homer spricht nicht vom blauen Himmel und von blauen Bergen, nicht von grünen Wiesen und dem grünen Walde; bei ihm ist der Himmel ehern und gestirnt, die Berge sind schattig, schneebedeckt, himmelhoch, die Wiesen grasreich, bewässert, die Wälder schattig und blütenreich. Die Mädchen heißen nicht rot- oder rosenwangig, sondern schönwangig, schönblickend; die Augen werden nicht nach der Farbe, sondern als schön oder glänzend geschildert. *Γλανκώπις* bezeichnet das große leuchtende Auge der Eule und wird der Athene beigelegt, um ihre geistige Kraft anzudeuten. Ein Vorzug weiblicher Schönheit soll dadurch nicht ausgedrückt werden; heißt es doch in einem alten Schriftsteller, Aphrodite habe beim Urteil des Paris verlangt, daß Athene ihren Helm abnehme, weil derselbe das *γλανκόν* ihrer Augen, das an sich ein Mangel sei, durch das Kriegerische, welches er ihr verleihe, schön erscheinen lasse. Zur Bezeichnung der Hautfarbe kommt *μελαγχροῖς*, *μελανόχροος* und *λευκόχρους* vor, für die Farbe der Haare *ξανθός*, *πολύς*, *κνάειος*, *ξαννοχαιτής*; sonst werden Personen schönhaarig, schönlockig genannt. Die Rosse heißen schönhaarig, doch finden sich in der Ilias auch einige Farbenbezeichnungen für dieselben. Auch von anderen Tieren wird die Farbe angegeben, so von Wölfen, Stieren, Schafen, vom Adler, der Gans, der Nachtigall, der Schlange, nicht von Hunden. Aus der Pflanzenwelt werden weiße Blüten, weiße Gerste, dunkle Trauben erwähnt. Unter den Metallen heißt das Eisen *πολύς* und *αἶθρον*, das Erz *ερυθρός* und vom Glanze *κόρος*, *ήρος*, *αἶθρος*, das Gold nicht rot oder gelb, sondern *εὐεργής* und *πολυδαίδαλος*, das Eisen *πολύχρυσος*. Auch Kleider, Geräte, Schmucksachen werden glänzend, schön, bunt genannt, doch kommen für erstere auch die Attribute *ἀργενός*, *ἀργύρεος*, *λευκός*, *μέλας*, *κνάειος*, *πορφύρεος* vor. Unter den zahlreichen Beiwörtern für die Waffen findet sich kein von der Farbe genommenes, wohl aber heißen sie bunt. Das Schiff wird *μέλαινα*, *κνάνοπρος*, *φαινοκόρητος*, *μυλοκόρητος* genannt, die See *πολύ*, *ήεροειδής*, *όνοψ*, *λοειδής*, die Woge *μέλαν*, *πορφύρεον*, der Wein *μέλας*, *ερυθρός*, *αἶθρος*, Erde und Nacht *μέλαινα*. Ueber das Beiwort *φαινός*, das Homer gern gebraucht, urteilt Nitzsch so: „Wahrheit und Anschauung hat dergleichen bei Homer gewiß immer und ist nicht aus vager Lust zu schmücken und zu heben hinzugekommen.“ Das Glänzende zog eben den einfachen, kindlichen Sinn der Homerischen Menschen an, die Sonne nannten sie „die Menschen erfreuend“, die Nacht hingegen „verderblich“, keines Menschen Freund. Wo Farbenbezeichnungen vorkommen, wird häufig mehr das Helle, Glänzende gegenüber dem Dunkeln hervorgehoben, als daß die feineren Farbenunterschiede genau bezeichnet würden. Mehrere Farbenbezeichnungen sind von Dingen hergenommen, wie veilchenfarbig, purpurfarbig, luftfarbig, weinfarbig, und teilweise so unbestimmt, daß wir nicht recht zu erkennen vermögen, wie sie den verschiedensten Gegenständen beigelegt werden dürfen. So ist *πορφύρεος* aus ge-

sagt von der Woge, dem Regenbogen, der Wolke, dem Blute, dem Tode und nach Ansicht mancher bezeichnet es gar keine bestimmte Farbe, sondern das Schillernde. *Αἶθρον* wird gesagt vom Eisen, Kupfer, Löwen, Stier, Roß, Adler, *αἶθρον* vom Erze, Weine, Rauch. Es ist darum die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Homerischen Menschen noch keinen ganz entwickelten Farbensinn gehabt und manche feineren Nuancen, speziell das in der Mitte der Farbenscala stehende Grün, noch nicht ganz genau von andern Farben unterschieden hätten. Die wichtigsten Farbenunterschiede bei Homer sind folgende: *λευρός* weiß, *ἀργός* weißschimmernd, *πολιός* grau, *ἐρυθρός* rot, *αἶθρον* rotschimmernd, *φοινιζόεις* purpurrot, *οἶνον* dunkelrot, *αἶθρον* fahlrot, *πορφύρεος* purpurrot, schimmernd [?], *ξανθός* blond, gelb, *χλωρός* grün-gelb, *ἡεροειδής* hellblau, *κίανος* dunkelblau, *ιοειδής* violett, *κελαινός* dunkel, *μέλας* schwarz.

IV.

Da es die Aufgabe des epischen Dichters ist, vergangene Begebenheiten zu erzählen, so darf er Körperliches nicht um seiner selbst willen, sondern nur insoweit schildern, als es in die Handlungen der Menschen hineinragt. Der Hörer will in seinen Gedanken, welche die Entwicklung der Handlung begleiten, nicht durch ausführliche Beschreibung körperlicher Dinge unterbrochen werden. Aus diesem Grunde soll der Dichter die Vergegenwärtigung des Außern, der Gestalt, für gewöhnlich so kurz, wie möglich bewerkstelligen und zu dem Worte, das den Gegenstand bezeichnet, nicht mehr als ein Attribut hinzufügen. Dieselbe Vorschrift ergibt sich aus folgender Vergleichung. Die Werke der Malerei und der Bildhauerkunst können, wenn sie keinen zu großen Umfang haben, vom Auge des Beschauers beinahe mit einem Blicke erfaßt werden. Genau genommen sieht das Auge zwar auch da einen Teil nach dem anderen, aber das geht, weil die einzelnen Teile nahe bei einander liegen und alle gegenwärtig bleiben, so schnell, daß man das Ganze auf einmal aufzufassen glaubt. Anders beim Anhören eines Gedichtes. Da die Dichtkunst die einzelnen Züge der Schilderung dem Hörer durch die Sprache nur nach einander bieten kann, so ist es für diesen schwer, wo nicht unmöglich, die nach einander vernommenen Teile zu einem Ganzen zu verbinden. Aber auch wenn dies möglich ist, verfehlt der Dichter seinen Zweck, denn er darf der Phantasie des Hörers diese schwere Arbeit nicht zumuten, sondern er soll dieselbe vielmehr in leichter, angenehmer Weise unterhalten.

Die hier verlangte Einheit des Beiwortes herrscht bei Homer im ganzen; hin und wieder freilich finden sich auch mehrere Epitheta bei einem Gegenstande, aber es wird dann die Einheit der Anschauung nicht beeinträchtigt. Die Beiwörter sind in diesem Falle nämlich so gewählt, daß sie der Phantasie des Hörers inhaltlich ganz verschiedene Vorstellungen bieten, die sich leicht mit einander verbinden lassen oder so, daß ein Attribut allgemeineren Inhalts durch ein anderes genauer bestimmt wird. Beispiele für die erste Art sind: der zeusent-sprossene, erfindungsreiche Odysseus; die frühgeborne, rosenfingrige Eos; der erderschütternde dunkelgeloockte Poseidon; das hohle, schwarze Schiff; roter, honigsüßer Wein; für die andere Art: günstiger, segelschwellender Wind; der brave, löwenmutige Gemahl. In dieser Weise können drei, ja noch mehr Epitheta neben einander stehn, so: die große, handliche, eherne Axt, auf beiden Seiten geschärft; der mit silbernen Nägeln beschlagene, schöne glänzende Stuhl; die starke, spitzige, wuchtige, lange Lanze; das mit silbernen Stiften verzierte, große, eherne Schwert; der glänzende, große, zarte, zierliche Mantel; die glänzenden, schönen, breitstirnigen Rinder; die wohlgenährten, dichtwolligen, schönen, großen Schafe. Häufung dieses poetischen Mittels verbunden mit bildlichem Ausdruck finden wir γ 290: starke, riesengroße, berg-hohe Wellen und ν 80: ein tiefer, fester, süßer Schlaf, dem Tode sehr ähnlich. Auch an diesen Stellen, wo im Moment ergiebig hervorquellender Stimmung die Mittel gehäuft werden, wird die Anschaulichkeit dadurch doch in keiner Weise behindert. Wenn der Dichter sich so mitunter nicht

mit einem Epitheton begnügt, so liegt das entweder daran, daß er eine feststehende Formel mit mehreren Beiwörtern etwa bei Einführung der Rede oder in der Anrede verwenden will oder es liegt an der erhöhten Stimmung, die sich einen reicheren Ausdruck schafft, oder aber im Bestreben, recht deutlich zu malen.

Dabei kommt dem griechischen Dichter seine Sprache zu statten, welche ihm erlaubt, die betreffenden Attribute so zu stellen, daß ihre Beziehung deutlich ist. Während im Deutschen die Worte: „er hatte einen großen, silberglänzenden, zarten, zierlichen Mantel“ kein klares Bild geben, weil wir beim ersten Beiworte noch nicht wissen, wovon gesprochen wird, beim Worte „Mantel“ aber nicht mehr sämtliche Beiwörter ganz gegenwärtig haben, kann Homer sich deutlicher ausdrücken; er setzt das Substantiv entweder vor sämtliche Epitheta oder gleich hinter das erste, so daß die Vorstellungen der Beiwörter von der Vorstellung des Gegenstandes getragen werden. Hilft man sich hier im Deutschen damit, daß man die Beiwörter in unflektierter Form hinten nachstellt, so ist diese Ausdrucksweise wegen der Gleichheit der unflektierten Adjektivform mit dem Adverb nicht immer klar genug; setzt man die Beiwörter aber hinter ihr Substantiv, flektiert sie und setzt den Artikel hinzu, so findet die innige Verbindung zwischen dem Beiworte und dem Gegenstande nicht in der Weise ihren entsprechenden Ausdruck, wie das im Griechischen geschieht.

▽

Anschaulichkeit ist nicht das Einzige, was vom dichterischen Beiwort verlangt wird: denn es giebt ja zu einem Gegenstande mehrere treffend erscheinende Attribute und da dürfte es doch wohl nicht gleichgültig sein, welches von ihnen ausgewählt wird. „Gestirnt“ ist unzweifelhaft ein treffendes Beiwort für den Himmel, aber wo von einer am hellen, lichten Tage geschehenen Handlung die Rede ist, da wollen wir es nicht angewendet wissen, weil es nicht in die Situation paßt. Wenn erzählt wird, daß jemand eiligst aufspringt, um einem Besuche entgegenzugehen, so finden wir den Ausdruck „mit hurtigen Füßen“ der Situation angemessen; anders würden wir urteilen, wollte man hier sagen: „mit glänzenden Füßen“, während uns dies andererseits passend erscheint in dem Satze: „Er band sich Sandalen unter die glänzenden Füße.“ Sollte der Dichter bloß durch metrische Gründe veranlaßt werden, sich für dies oder jenes Epitheton zu entscheiden ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, die Situation, auf seine Stimmung und die dadurch bedingte Färbung der Stelle? Sollen die Beiwörter bloß zur Füllung des Verses dienen oder an ihrer Stelle von Bedeutung sein? Im ersteren Falle würden sie uns kalt lassen und wir thäten recht daran, uns nicht sonderlich um sie zu kümmern, da sie ja eben so gut hätten wegbleiben oder durch beliebige andere Worte ersetzt werden können; im letzteren Falle aber hätten wir die Pflicht, jedes Beiwort an seiner Stelle hinsichtlich seiner Angemessenheit zu untersuchen und wenn wir diese nicht gleich finden, daran zu zweifeln, ob wir die Stelle auch wirklich so verstanden haben, wie sie der Dichter verstanden wissen wollte. In solcher Lage werden wir gut thun, uns die Sache nicht von vorn herein zu leicht zu machen, damit uns nicht etwa bei flüchtiger Betrachtung manche Schönheit des Gedichtes entgeht.

Betrachten wir jetzt einzelne Beiwörter der Odyssee genauer in Hinsicht ihrer Angemessenheit.

Die Hunde werden β , 11 ρ , 62 ν , 145 in der Verbindung: „es folgten ihm die schnellen Hunde, sowie ρ 363, „die schnellen Hunde werden dich zerreißen“ $\acute{\alpha}\rho\gamma\omicron\iota$ und $\tau\alpha\chi\acute{\epsilon}\epsilon\varsigma$ genannt, dagegen ξ 29, wo sie sich auf den Bettler stürzen, $\acute{\epsilon}\lambda\alpha\kappa\acute{\omicron}\mu\omega\rho\omicron\iota$ und ebenso π , 4, wo sie ihre Bellsucht unterdrücken, da sie in der kommenden Person ihren Herrn erkennen. Die Schweine heißen gewöhnlich $\acute{\alpha}\rho\gamma\iota\acute{\omicron}\delta\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$; aber ξ 19, wo angegeben wird, Eumaeus müsse täglich ein Schwein nach der Stadt schicken, den Freiern zum Mahle, heißt es $\zeta\alpha\rho\rho\acute{\epsilon}\omega\nu$ $\sigma\iota\acute{\alpha}\lambda\omega\nu$, natürlich, es mußte wohlgemästet sein; \varkappa 243 ist von den in Schweine verwandelten Gefährten des

Odysseus die Rede: sie lebten von Eicheln, wie die *χαμαιεννάδες σύες*; hier soll das Unwürdige ihrer Lage geschildert werden. *σ* 29, endlich droht der Bettler Iros dem anderen Bettler, der ihm, wie es scheint, Concurrenz machen will, die Zähne auszuschlagen *σός ὡς λιβωτείρης*. An diesen Stellen ist das Beiwort nicht müßig; es kann auch nicht durch ein anderes ersetzt werden, ohne daß der Sinn darunter leidet. Die Erde, *γαῖα*, gewöhnlich *μέλαινα* zubenannt, heißt *λ*, 301, wo gesagt wird, sie bedecke Castor und Pollux, *φυσίζουος*. Da soll der Gegensatz, welchen das Beiwort zum Hauptgedanken bildet, dichterisch wirken. *Απειρώων* wird die Erde genannt, wo wie *ρ* 386 und *ρ* 418 vom Ruhme jemandes gesagt wird, er verbreite sich über die Erde, oder wie *α* 98 und *ε* 46 von Hermes, er schwebe im Fluge über das Land dahin. Vertauschen ließen sich hier die Epitheta nicht. Die Nacht heißt *δ* 429, 574, *η* 283, *ι* 404, *ο* 8 *ἀμβροσίη*, insofern sie die Menschen durch den Schlaf erquickt; *λ* 19 dagegen *όλοή* und *ξ* 457, 475 *κακή*, weil sie da als unangenehm, schaurig gedacht wird. Das Wort *θοή* bezeichnet sie *μ* 284 als schnell hereinbrechend und Grauen erregend; *μέλαινα νύξ* *μ* 291 mahnt an die Bereitung des Abendessens, *η* 253 und *ξ* 314 schildert es die schlimme Situation, in welcher der Unglückliche sich nach der Landung befindet. In *ι* 143 ist *ὄραραίη*, *ο* 50 und *ν* 269 *δνοφερή* als Epitheton necessarium zu fassen. Die Freier der Penelope heißen öfters *ἀγήροες* oder *ἀγανοί*; ersteres steht mitten im Verse, letzteres am Ende. Während diese in ihrer Bedeutung nicht gerade sehr verschiedenen Worte aus metrischen Gründen mit einander wechseln, findet sich *ἀναδείς* an Stellen, wo gedroht wird, Hand an die Freier zu legen, cf. *α* 254, *ν* 376, *ν* 39, *ν* 386, *ψ* 37; auch *ἐπερφιαλοι* und *νέου ὑπερφορέοντες* passen in den Zusammenhang; sehr angemessen verwendet ist auch der Ausdruck *μηστήρων αἰδηλον ὄμιλον* *π* 29 und *ψ* 303.

Ist diese Auffassung der mitgetheilten Stellen die richtige, so hat der Dichter daselbst seine Phantasie nicht in zügelloser Willkür bethätigt, sondern dieselbe mit Bewußtsein in den Dienst des Gedankens gestellt. Er hat, während er dichtete, den Gegenstand, von welchem er sprach, mit dem inneren Auge lebendig geschaut, aber zugleich auch den Hauptgedanken, welchen er ausdrücken wollte, festgehalten und den Zusammenhang nicht außer Augen gelassen. Dies Zusammenwirken von Phantasie und Verstand, von Anschauung und Gedanken, hat ihn einerseits vor einer trockenen, unpoetischen Ausdrucksweise, andererseits vor zügelloser Willkür im Ausdruck geschützt und so besitzen seine dichterischen Beiwörter neben der Wahrheit, welche die Einbildungskraft des Zuhörers ergötzt, auch die Angemessenheit, welche der Verstand verlangt. Beide Forderungen, die der Anschaulichkeit und die der Angemessenheit, stellt Lessing an das Epitheton, wenn er im Laokoon sagt: „Der Dichter muß diejenige Eigenschaft wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher er ihn braucht.“ Epitheta von Bedeutsamkeit zu wählen d. h. solche, die beiden Anforderungen gerecht werden, ist nicht leicht; aber der wahre Dichter hat sie präsent, wenn er sie braucht, ohne suchen zu müssen. „Die rechten Beiwörter sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fällt ihre Säe- und Blütezeit.“ (Jean Paul).

Die Epitheta für das Göttergeschlecht pflegt Homer meist angemessen zu verwenden. *Ἀθάνατοι* bezeichnet einfach die Götter und wird, wie unser „die Unsterblichen“ substantivisch gebraucht. Der Ausdruck *αἰὲν ἔόντες*, dasselbe positiv ausdrückend, besagt für den Verstand nichts mehr, ist für das Gefühl aber stärker und klingt feierlicher; darum findet es sich auch in feierlicher Rede, wo die Götter als Helfer oder Rächer angerufen werden cf. *α* 263, *α* 378, *β* 143, *γ* 147, *δ* 583, *θ* 365. *Μάκαρες*, *ξ* 42 so recht an seiner Stelle, malt das heitere, nie getrübe Leben. Kann man im übrigen auch nicht behaupten, daß der Begriff „selig“ stets in irgend einer Beziehung zum Inhalte der Stelle steht, so ist das Beiwort doch der Situation und Färbung angemessen; mitunter schwebt dem Begriff „Seligkeit“ der des Unglücks unausgesprochen als Gegensatz vor; cf. *σ* 134, *κ* 299. Die Menschen heißen *θνητοί*, wo sie neben den Unsterblichen einfach genannt werden; in der Verbindung *δειλοῖσι βροτοῖσι* aber *λ* 19, *μ* 341.

o 408 hat der Begriff „elend“ seine Bedeutung für den Zusammenhang. *Σίτον ἔδοντες* 9 222, *ι 89*, *κ 101* scheint da zu stehen, wo vom Menschen als einem geringfügigen Geschöpfe die Rede ist.

Die Beiwörter für Helden gestatten meist eine freiere Anwendung, weil sie zum Teil ein so allgemeines Lob enthalten, daß sie jederzeit Verwendung finden können, wie *δῖος*, *θεῖος*, *διογενής*, *διοτρεφής*, *φαιδίμος*, *κνδάλιμος*, oder eine dauernde Eigenschaft bezeichnen, die unter allen Umständen zur Anschauung kommen kann, wie *μέγας*, *καρτερός*, *ξανθός*, *κρείων*. Wo für eine Person mehrere auf ähnlicher Anschauung beruhende, aber metrisch verschiedene Beiwörter vorhanden sind, da entscheidet selbstverständlich die Rücksicht auf das Metrum, welches von ihnen gewählt wird. So wechseln die Beiwörter für Penelope *περίφρων* und *ἐχέφρων* aus metrischen Gründen ab. *Πολύμητις* als Epitheton für Odysseus findet sich fast nur in dem formelhaften Versschlusse *πολύμητις Ὀδυσσεύς*, *πολυμήχανος* fast nur in der formelhaften Anrede *Διογενὲς Λαερτιάδη πολυμήχαν' Ὀδυσσεῦ*, *ποικιλομήτις* immer als Accusativ hinter *δαίφρονα* am Ende des Verses, *ταλασίφρων* immer in der Mitte, *πολύτλας* nur in dem formelhaften Versschlusse *πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς*.

Wenn hier nun auch das Metrum Einfluß auf die Wahl des Epithetons geübt hat, so wäre es doch wohl kaum richtig, ihm allein einen Einfluß zuzuschreiben. Wird Odysseus redend eingeführt, so geschieht das entweder durch die Formel *τὸν (τῆν) δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη πολύμητις Ὀδυσσεύς* oder mit den Worten: *τὸν (τῆν) δ' ἡμείβετ' ἔπειτα πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς*. Es ist von vorn herein kaum anzunehmen, daß beide Formeln ganz willkürlich gebraucht sein sollten. Sehen wir zu, wie die beiden Begriffe, auf welche es hier ankommt, *πολύμητις* und *πολύτλας*, sonst gebraucht werden. *Πολύμητις Ὀδυσσεύς* kommt, abgesehen von den oben angeführten und sehr ähnlichen formelhaften Versen, nicht oft vor. In der Rede des Halitherses *β 173* heißt es: der *π. Ὀ.* wird kommen, ganz unbekannt; in ähnlichem Gedankenzusammenhange *τ 585*; ferner *δ 763* im Gebet der Penelope; und in erzählenden Stücken *φ 404* und *χ 1*. So wie hier der Begriff *πολύμητις* in den Zusammenhang paßt, so meistens auch in jenem formelhaften Verse, besonders wo es darauf ankommt, eine geschickte Antwort zu geben und sich nicht zu verraten. Die andere Wendung *πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς* kommt sehr häufig außerhalb jenes formelhaften, zur Einführung der Rede gebrauchten Verses vor und zwar fast immer in bedeutsamer Weise, wo der Held, sei es etwas Schmerzliches, sei es etwas Erfreuliches, leidet oder dem Leiden eben entgangen ist. Und ebenso wenig, wie hier, ist in jenem formelhaften Verse das Wort *πολύτλας* müßig. Von den Beiwörtern Telemachs findet sich das häufigste, *πεπνυμένος*, nur in dem Verse *τὸν (τῆν) δ' αὖ Τηλέμαχος πεπνυμένος ἀντίον ἦν δα* oder in sehr ähnlich gebildeten, *θεοιδής*, abgesehen von *π 20*, nur als Versschluß, *δαίφρονος* und *μεγαθύμων* in der 4. Hebung. Trotz dieser stabilen Stellung kann man nicht behaupten, daß die Wörter nur aus metrischen Gründen wechselten. Telemach wird nur da *πεπνυμένος* genannt, wo er redend eingeführt wird, *μεγάθυμος* und *δαίφρον* da, wo andere von ihm sprechen, *θεοιδής*, wo er entweder selbst handelt, wie *α 113*, *ρ 328*, oder neben anderen Personen genannt wird, wie *γ 343*, *ξ 173*, *ρ 391*, *π 20*; *ισόθεος* *θός* endlich in bedeutsamer Weise *α 324*, wo er sich in Folge der Unterredung mit Athene seiner Aufgabe den Freiern gegenüber bewußt geworden ist und *ν 124*, wo der nunmehr in den Racheplan eingeweihte Jüngling sich vom Lager erhebt, um in Gemeinschaft mit dem Vater das Werk der Rache zu vollbringen.

Auch die zahlreichen Epitheta für „Meer“ und „Schiff“ sind meist nicht ohne Bedeutsamkeit gewählt. Das häufigste Beiwort für das Schiff ist *μέλαινα*; *φοινικοπάρης* und *μυλοπάρης* gehn auf eine besonders schmuckvolle Ausstattung; *κορωνίς*, *ὀρθόστρατος*, *ἀμφιέλισσα* heißt das Fahrzeug in Situationen, in denen nach der Abtakelung die Grundform klar hervortritt; bei *κοιλίη* und *γλαφυρή* ist an die Räume zum Aufbewahren von Sachen oder zur Zufluchtstätte für Menschen gedacht; *ἐπίρητος* und *δολιχίρητος* heißt das Schiff, wenn es

gerudert wird, *πολυζλήϊς*, wenn es auf der Fahrt begriffen ist, *ἐξυγος*, wo an den starken Bau *ἐύσσελιος*, wo an das Deck als Fläche zum Aufbewahren von Dingen oder auch zum Sitzen gedacht ist. *περικαλλεῖς* heißen die Fahrzeuge der Phäaken, *εὐεργεῖς* dieselben, sowie auch des Odysseus Schiff. *ἔϊση* bezeichnet das kunstvoll gebaute Schiff im Gegensatz zum Floß. Die Beiwörter *ὠκείη*, *ὠκυπόρος*, *ὠκύαλος* und *Θοή* stellen die Schiffe als Rosse des Meeres dar. cf. δ 708.

Bei vielen Appellativen bestimmte das Metrum die Wahl des Epithetons, besonders in dem oben angeführten Falle, daß für ähnliche Begriffe mehrere metrisch verschiedene Worte zu Gebote standen, wie *ταχές*, *ὠκές*, *ὠκύπους*, *ποδώκης*, *μῶνυξ* für *ἵππος*, *γλυκός*, *γλυκερός*, *νήδυμος* für *ἴππος*, *ἔϊση*, *θάλασσα*, *ἐρικυδής* für *δαίς*, *ἐρίηρος*, *θεῖος*, *περικλυτός* für *ἀοιδός*. Wo aber für einen Gegenstand mehrere Beiwörter von ganz verschiedener Bedeutung vorhanden waren, ist der Zusammenhang nicht ohne Einfluß auf die Wahl gewesen. Auszunehmen sind hier natürlich Wörter, bei denen von einer Beziehung auf den Zusammenhang nicht die Rede sein kann, insofern sie Eigenschaften bezeichnen, die überall zur Anschauung kommen können. Dies gilt von vielen Beiwörtern für die Waffen.

An charakteristischen Beiwörtern hat Homer solche Freude, daß er sie manchmal bei wiederkehrender Erwähnung des Gegenstandes gebraucht, ohne daß der Zusammenhang für die Anwendung derselben eine ersichtliche Ursache böte. Doch auch dann wird das Bild der Sache durch keinen falschen Zug getrübt. Nur selten erscheint ein Beiwort so wenig hingehörig, wie ι 527, wo der gestirnte Himmel am Tage erwähnt wird und ζ 38, wo die glänzende Wäsche gewaschen werden soll. Das sind Ueberbleibsel alter Volkspoesie und volkstümlichen Ausdruckes überhaupt, wie sie auch noch heute vorkommen. So heißen z. B. in einem serbischen Volksliede die Hände des Mohren weiß, weil weiß stehendes Epitheton für Hand ist

VI.

Wie in den erzählenden Partien Homers, so treffen wir auch in den Reden öfters Epitheta. An manchen Stellen erscheinen diese sehr natürlich, wie z. B. im 13. Buche, wo Athene dem Odysseus das Vaterland zeigt, das er nicht erkennt; und nun sagt: „Das ist der langblättrige Oelbaum, das die dämmerige Grotte“ u. s. w. Denn hier soll der Angeredete durch die beigefügten Attribute daran erinnert werden, daß ihm der vor den Augen stehende Gegenstand bekannt ist. Auch in Fällen, wie τ 225, bei Beschreibung der Kleider des Odysseus sind die Epitheta angebracht. Anders α 67, wo Zeus in der Götterversammlung sagt: „Den unsterblichen Göttern, die den weiten Himmel bewohnen, hat Odysseus viele Opfer dargebracht“; ferner λ 413 „Meine Gefährten starben, wie weißzahnige Eber“ in Agamemnons Erzählung; σ 372 sagt Odysseus: „Gern würde ich mit Dir um die Wette pflügen, hätte ich ein Paar roter, großer, glänzender Rinder“; cf. auch χ 440 und die Beiwörter für das Schiff in Nestors Erzählung γ 299, 423, sowie das Gebet der Penelope τ 520. An solchen Stellen befremden uns die Beiwörter etwas, denn wir können uns nicht recht vorstellen, daß jemand in seiner Rede, zumal bei erregtem Gemütszustande, diesen nicht gerade notwendigen dichterischen Schmuck anwenden sollte. Indessen ist zu beachten, daß diese Reden Teile des Epos sind und weder für die scenische Aufführung noch für die Lektüre, sondern für den mündlichen Vortrag des Rhapsoden bestimmt sind. Wollte der Epiker die Reden ganz naturgetreu wiedergeben mit der Gemütsregung, die in Wirklichkeit in ihnen vorhanden war, so würde die epische Harmonie darunter leiden, auch würde sein Gedicht für den Vortrag des Rhapsoden ungeeignet sein. Das zeigt ein Vergleich mit dem Drama. Bei der Aufführung desselben wird Illusion angestrebt, der Zuschauer soll den Schauspieler vergessen und den Helden, welchen jener vorstellt, vor sich sehen; er soll sich ganz und gar in die dargestellte Begebenheit hineinversetzen. Darum spricht der Schauspieler inhaltlich, der Form und dem Ausdrucke nach so, wie der betreffende Held gesprochen haben würde; auch wird die Illusion durch die

ganze Bühneneinrichtung erleichtert. Anders beim Vortrage des Rhapsoden. Dieser stellt nicht die Person vor, deren Worte er spricht, sondern eigentlich stört er das Hineinversetzen in die dargestellte Begebenheit schon durch seine bloße Anwesenheit. Man soll und will die handelnden Personen vor sich haben und blickt man auf, so sieht man den Rhapsoden in hergebrachter Tracht mit der Lyra vor dem Publikum stehend. Darum sagt Goethe: „Er läse hinter einem Vorhange am allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahierte und nur die Stimme der Musen im allgemeinen zu hören glaubte.“ Es würde störend sein, wollte der Vortragende die Reden der verschiedenen Personen naturgetreu wiedergeben und darauf und auch dazwischen zur einfachen Erzählung übergehen. Es würde das weder in den gleichmäßigen Rythmus noch zur musikalischen Begleitung passen. Darum deutet der Rhapsode nur den Inhalt der Rede an, ohne die Stärke der Gemütsbewegung, mit der sie gesprochen wurde, ganz wiederzugeben. „Die Reden“, sagt A. W. v. Schlegel, „haben im Epos alle wesentlichen Eigenschaften des Epos überhaupt. Da ist kein Hinstreben zum Hauptziel, sondern jedes Stück scheint um seiner selbst willen vorhanden zu sein; verweilendes Fortschreiten, sinnlich belebende Umständlichkeit, lose Verknüpfung, wie eben im Epos überhaupt. Im Munde der redenden Personen sind die Beiwörter oft sehr undramatisch, aber die Wahrheit des Dialogs mußte der Harmonie des epischen Tones untergeordnet sein, da der Vortrag durch Gesang, wozu das Gedicht ursprünglich bestimmt war, doch keine eigentlich theatralische Täuschung zuließ.“

VII.

Fragen, bei der Lektüre zu beantworten:

1. Ist das Beiwort ein Epitheton ornans oder nicht?
2. Welche Eigenschaft hebt es an dem Gegenstande hervor, eine äußere oder innere? Soll es den Eindruck im Allgemeinen schildern? Soll es Stimmung wirken?
3. Ist es metaphorisch gebraucht oder nicht?
4. Ist es bezeichnend für den Gegenstand und geeignet, denselben zu veranschaulichen? Habe ich dergleichen in Wirklichkeit oder in künstlerischer Darstellung gesehen?
5. Ist es an dieser Stelle dem Inhalte angemessen oder stört es wenigstens den Zusammenhang nicht?
6. Steht es allein an dieser Stelle oder in Verbindung mit anderen Beiwörtern? Wird in letzterem Falle die Einheit der Anschauung gestört oder nicht und woran liegt das?
7. Werden dem betreffenden Gegenstande noch andere Epitheta beigelegt? Gehn die anderen auf andere Seiten des Gegenstandes und sind sie bezeichnender oder nicht? Wie lassen sie sich gruppieren?
8. Wird das betreffende Epitheton auch anderen Gegenständen beigelegt und mit welchem Rechte?
9. Welche Stelle im Verse nimmt es ein? Findet es sich auch an anderen Stellen und in anderem Casus? Kommt es in gewissen immer wiederkehrenden Verbindungen vor?
10. Steht das Epitheton hier in einem erzählenden Stücke oder in der Rede? Verstößt es im zweiten Falle nach unserem Gefühle gegen die Naturwahrheit oder nicht? Wie ist ersteres zu rechtfertigen?
11. Was schildert Homer durch die Epitheta? Mehr Aeüßeres oder Inneres? Form oder Farbe? Ist das in den deutschen Volksepen, bei Goethe und Schiller ebenso?
12. Schildert Homer die körperliche Schönheit und den Charakter durch Beiwörter oder bedient er sich dazu anderer Mittel und welche wendet er mit Vorliebe an?

